

(Nachdruck verboten.)

Hanna.

8) Roman von Peter Egge.
Autorisierte Uebersetzung aus dem Norwegischen
von Adele Neustädter.

Er sah ihr lange nach. Sie trug dasselbe graue Baumwollkleid wie gestern, und es saß so nett und wurde zu gut getragen; sie konnte kein Bauernmädchen sein.

Daß sie ihm nicht vorgestellt wurde! . . .

Dann blickte er wieder den Vogt an, der lange geschwiegen hatte, und bemerkte, daß sein Gesicht so seltsam stramm gezogen war. Etwas unsicher blickte er die anderen an und begriff sofort, daß man sich durch ihn verletzt fühlte.

War er zu neugierig gewesen? Belästigend? . . . Es war doch wohl nicht verboten, sie ein wenig anzusehen . . .

Er sagte:

„Die junge Dame ist Ihre Wirtschaftsmamsell, Herr Vogt?“

„Ja, Herr Kandidat, auch das; im übrigen ist sie hier als Stütze der Hausfrau, wie man so sagt.“

Er lachte gezwungen, wollte den peinlichen Eindruck verweisen, der über alle gekommen war. „Sie müssen wirklich entschuldigen, daß wir versäumten, Sie vorzustellen.“

Kurz darauf kam das Mädchen wieder herein. Als sie den Brotkorb hingestellt hatte, sagte der Gardesvogt:

„Dies ist der neue Amtsgehilfe, Herr Kandidat Holthe, und das ist unsere Haushälterin, Jungfer Hanna Arentsen.“

Sie grüßte zurückhaltend, aber nicht ungeschickt, sah schnell an ihm vorüber und wurde einen Augenblick rot.

Holthe fühlte, daß diese Vorstellung nicht so ganz unwillkürlich versäumt worden und er wunderte sich. Sie gehörte ja zum Hause, und er sollte ja auch dazu zählen.

Während man den Rest des Frühstückes nahm, wurde wenig gesprochen, und das wenige klang gezwungen und gesucht.

Nun verstrichen einige Tage, deren Freizeit Holthe nicht mit der Familie verbrachte. Er wollte sich umsehen, sagte er. Er machte lange Spaziergänge und kam in der lichten Nacht zurück. Eines Abends saß er nach der Mahlzeit bei dem Vogt und trank Toddy.

Die Frau spielte und sang und der Vogt erzählte von seiner Studentenzzeit. Holthe geriet im Laufe des Abends in eine aufgeräumte Stimmung. Er sprach mit der Frau über Italien, das sie vor fast dreißig Jahren besucht hatte, und sie geriet durch eine lustige Geschichte derart ins Lachen, daß ihr der Zwicker von der Nase fiel. Als Hanna mit einem Krüge auf einem Teller hereinkam, sagte er mit frohem Gesichte laut zu ihr:

„Sätten Sie nicht Lust, nach Italien zu kommen, Jungfer Arentsen?“

Das Mädchen erschrak so sehr, daß sie fast alles, was sie trug, fallen ließ.

„Aber, Hanna!“ rief die Frau. Hanna setzte den Teller fort und ging hinaus. Sie hatte nicht geantwortet.

„Das hätte schlimm werden können,“ lachte Holthe. Aber die anderen lachten nicht. Sie waren plötzlich ernst geworden. Die Frau ordnete nervös und ganz zwecklos den Tisch und der Vogt rieb den Kopf seiner ungeheuren Meeresschaumpfeife und war verlegen.

Holthe vermochte die Stimmung nicht mehr zu heben. Sie war für den Abend verdorben. Was in aller Welt sollte das bedeuten? War es nicht erlaubt, mit dem Mädchen zu sprechen? . . . Etwas Ähnliches war schon einmal passiert. Sie saßen beim Mittagessen und er richtete einige Worte an sie. Ohne Absicht. Vielleicht weil gerade kein anderer sprach, und sah blitzschnell und verstohlen auf die Frau, als hätte sie etwas Schlimmes gethan! Und der Vogt und der Schreiber saßen wie zwei Klöße, und die Frau blickte bissig durch die Vorgnette. Solche Steifheit war unerträglich.

Am nächsten Tage saß Holthe auf seinem Zimmer und rauchte und las. Es war kurz nach dem Mittagessen.

Da klopft es an die Thüre und der Vogt tritt ein. Er dampft aus einer ungeheuren Meeresschaumpfeife.

„Bitte, Herr Vogt, nehmen Sie Platz.“

„Danke. Ich wollte sehen, wie Sie sich befinden, Sie entschuldigen wohl. Ich hoffe, Sie werden er hier recht behaglich haben.“

Er sah sich um und setzte sich in die Sofaecke, und es wurde eine Weile still. Er hustete etwas und dampfte, hustete wieder und dampfte.

Er war ein starker Mann. Das silbergraue Haar strich er aus der Stirne, die hoch und fast ohne Runzeln war. Der Bart war auch silbergrau und lag um das glattrasierte Gesicht wie ein Kranz von einem Ohre unter dem Kinn hin zum andern Ohre hinauf. Er sah wie ein geistlicher Herr aus. Wenn er sprach, erhöhte sich dieser Eindruck noch.

Holthe saß fast gespannt. Er mußte etwas Besonderes wollen. Aber der Vogt nahm sich Zeit, hustete etwas und dampfte.

„Sehen Sie, mein lieber Herr Amtsgehilfe, ich wollte gerne mit Ihnen über etwas sprechen.“

Er hustete wieder.

„Es ist über Hanna, das junge Mädchen. Ich vermute, sie hat . . . hat bei Ihnen eine gewisse Aufmerksamkeit erregt — wenn ich mich so ausdrücken darf — wie bei den meisten anderen Menschen, die hierher kommen. Nicht wahr?“

„Ja, ich kann es nicht leugnen; aber ich begreife freilich nicht . . .“

Holthe hielt an.

„Es muß Ihnen sonderbar vorkommen, daß ich so ohne weiteres zu Ihnen herankomme und darüber spreche; aber wenn Sie gehört haben, was ich zu sagen habe, nehme ich an, daß Sie mein Benehmen ganz natürlich finden werden. Dieses Mädchen ist sehr unglücklich gewesen, und sie ist es noch. Und darum will ich Sie bitten, um was ich meinen Schreiber und meinen früheren Amtsgehilfen gebeten habe: Erweisen Sie Ihr keine Aufmerksamkeit, sprechen Sie nur das Allernotwendigste mit ihr.“

Der Vogt dampfte und hustete etwas, dampfte ganz heftig und blickte vor sich hin.

Holthe saß ihm halb zugewandt. Hatte man ihn im Verdacht ihr ein Leid zufügen zu wollen? Wollte man sich dagegen sichern?

„Hat sich das Mädchen vielleicht beklagt oder . . .“

„Nein, was denken Sie? . . .“

Der alte Herr wandte sich erschreckt nach ihm.

„Beklagt! Nein, wenn sie Grund hätte, thäte sie es nicht. . . Sie . . . Sie . . . Sie mißverstehen mich vollständig. . . Verehrtester . . . was ich jetzt thue, ist Vertrauen, nicht Mißtrauen gegen Sie.“

Er änderte den Ton und sagte mit leiser vertraulicher Stimme:

„Herr Holthe, ich will Ihnen etwas über dieses arme Mädchen anvertrauen. Hier auf dem Hofe wissen nur meine Frau und ich davon, kein anderer. Und wenn ich es Ihnen erzähle, so geschieht es, daß Sie ihm ohne Mühe den Aufenthalt hier leichter, oder, richtiger gesagt, weniger schwer machen können, als er schon ist. Ich glaube nicht, daß Sie es jemand verraten. — Hanna zog zu uns vor einem Jahre. Sie war, was man eine gefallene Frau nennt.“

Er schwieg eine Zeitlang etwas feierlich.

„Ihre Mutter hat in der Familie meiner Frau gedient und sie war eine sehr brave Frau. Nachdem sie und der Mann tot waren, diente Hanna bei einer Familie in Arendal. Und . . . ja, so wurde sie von einem Sohne des Hauses verführt und dann fortgejagt, und so ging es dann eine Weile mit ihr bergab. Sie lebte, wie es nur solche Weiber vermögen, bis eine warmherzige und mutige . . . ich muß sagen: sehr mutige Dame sich ihrer erbarmte und sie ein halbes Jahr zu sich nahm, ehe sie zu uns kam. Diese Dame reiste hierher und sprach für sie . . . Wir trugen ja unsere Bedenken, aber wir hatten nie Grund zu bereuen, daß wir nachgaben. Die Arme, sie ist gebrochen, ich glaube, ihr Gemüt ist weich von Natur; aber leider ist sie gegen niemand offenerzig. Ich bin überzeugt, daß sie versucht, ein braver Mensch zu werden, und das ist bei einer solchen Frau doch eine Seltenheit. Sie geht jeden Sonntag zur Kirche und ist sehr arbeitsam . . . Sie scheint unseren neuen Kaplan zu lieben. . . ich habe ihm — nichts von ihr erzählt. Er ist, obgleich sehr human, un-

gemein eifrig in seinen Belehrungsversuchen, und ich will sie solchen nicht aussetzen. Ich bin nämlich der Meinung, daß man durch allzu großen Eifer auch Schaden kann. Ich hoffe und glaube, daß meine Frau und ich ein gutes Wort gethan haben und daß es uns zum Segen gereichen wird. . . .“

Holtze hörte nicht länger auf den frommen Harderbogt, der ruhig weiter sprach. Er wurde erst wieder auf ihn aufmerksam, als er sich erhob und sagte:

„Ja, nun hoffe ich, daß Sie meinen Wunsch nicht mißverstanden haben. Und so versprechen Sie mir wohl, daß es nicht weiter gehen wird.“

„Gott bewahre, Herr Bogt,“ sagte Holtze und blickte ihn zerstreut an, „ich habe ja kein Interesse, ihr zu schaden.“

Der Bogt räusperte sich: „Gott behüte uns vor solcher Blasiertheit,“ sagte Adieu und ging hinaus.

Holtze blieb lange in der Sofaecke sitzen. Die Sympathie, die sie in ihm beim ersten Anblick erregt hatte, sträubte sich in ihm, empfand Schmerz. . . .

Deshalb war sie also so schön, so eingeschüchtert? ! Das hatte ihre Schönheit so kränzlich gemacht, so bizarr? !

Lange Zeit dachte er an nichts anderes, beschäftigte sich unaufhörlich damit. Eine solche Scheu, eine solche Unruhe war etwas seltsam, fast unnatürlich. Es wollte ihr hier auf dem Hofe ja niemand etwas Böses zufügen.

Sie hatte keinen Grund von ihm etwas zu befürchten. An die Vergangenheit erinnerte sie wohl auch niemand. Glaubte sie vielleicht, daß jemand sie ihr ansehen könne.

Vielleicht bildete sie sich solches ein, es war eine fixe Idee in ihr. . . . Ja, es war etwas, etwas unnatürlich, wie sie umherging. (Fortsetzung folgt.)

Von der Lokomotive.)

Auch die Lokomotive hat ihre Aesthetik. Gern hätte ich danach die Ueberschrift gewählt, aber ich besüßte mich zwischen zwei feindlichen Heerlagern: demjenigen der eingestrichelten Idealisten, die es als einen Raub an ihren Götzen ansehen und es überlegen belächeln, wenn die Ausflüsse des modernen Erfindungsgeistes einmal statt unter einem werktäglichen unter einem feiertäglichen Gesichtspunkte aufgefaßt werden — und demjenigen der nüchternen Praktiker, die alles, außer dem Cimmaleis, über das Bord ihres hastenden Lebensschiffleins geworfen haben. Diese sollten wenigstens nicht durch die Ueberschrift abgescröck werden.

Auch die Lokomotive hat ihre Aesthetik. Lastenziehen ist ihre überall gleiche Aufgabe, aber der Lösung dieser Aufgabe unterzieht sie sich in mannigfaltiger Gestalt. Wer wüßte nicht, daß der Lokomotivführer mit all den Schwächen und Launen seines Dampfungsstems vertraut ist, das er liebgewonnen hat und sich bei einem Wechsel der Stellung, bei der Trennung von der ihm aus Herz gewachsenen Maschine unbehaglich fühlt, weil die „Charaktere nicht zu einander passen“? Wie traurig, wenn Altersschwäche seine Gefährtin von ihm trennt! Gleich einem pflichttreuen Kapitän steht er fest auf dem eisernen Podium, mag der Dampf unter ihm zerfließen, die Brücke sinken und vorn der Abgrund oder entgegenfassendes Verderben drohen. Dieses enge Verhältnis zwischen der Lokomotive und dem sie bedienenden Personal kommt in anderen Ländern, z. B. in Belgien, in besonders sichtbarer Weise zum Ausdruck; dort ist die Lokomotive gleichsam das Wohnhaus der Bemannung; auf Kupferbildern stehen die Namen von Führer und Heizer an der Außenseite, und diese Schilder dienen gleichzeitig als Klappen für — den Privatbriefkasten des Rannensträgers.

Ihre Eigenheiten haben die Lokomotiven alle, liege es, woran es mag, Neugeborenen, im vollen Glanze jugendlichen Daseins der Fabrik entführt, haben sie ziemlich gleich gesunde Konstitution, bei aller Verschiedenheit der Konstruktion, wenn auch natürlich nicht gleiche Stärke. Das Individuelle zeigt sich mit den Jahren; da funktioniert der Dampfsteuerapparat ungleich, von den vier Dampfauströfungen bei einmaliger Drehung des Triebrades sind zwei sich entsprechende stärker, als die beiden andern, oder sie sind alle ungleich; die Lokomotive arbeitet wie mit nur einem Lungenflügel. Eine andere, schon alte, setzt allen Druck an, um ein paar Viehwagen zu schieben und transpiriert aus allen Fugen; viel Puffen und wenig Kraft.

Und die Stimmen, wie mannigfaltig sind sie! Freilich hat hier das Alter geringeren Einfluß; gerade die alten Lokomotivpfeifen haben noch den alten, reglementsmäßigen Diskant, wenigstens in Preußen. Freilich räuspert sie erst den zu Wasser erkalteten Dampf fort, ehe die klare Stimme ertönt, schrill oft zum Entsetzen der zartnervigen Passagiere. Heute hat man die Pfeife um manchen Ton niedriger gesetzt, besonders bei den schwerfälligen Gütermaschinen. Es ist wahr, der tiefe Ton ist um ein gut Stück weiter vernehmbar, als der hohe, gleich wie beim Geläute vieler Glocken der Schall der tiefsten Stimme in dem Gellänge sich dem Ohre weniger vernehmlich macht; vor der Stadt aber, auf den Bergen ringsum, vernimmt man sie fast allein.

Zwischen dem hellen, klaren und tiefen, bedeutenden Ton liegt die Stimme zahlreicher neuer Personenzug-Lokomotiven und überhaupt aller belgischen, französischen und englischen Maschinen; sie ist einfach wüßig, um so wüßiger, als sie, besonders bei ersteren, während der Fahrt so oft erhoben wird, daß es uns geföhnten Deutschen anfangs graust. Unheimlich wird der Ton, wenn er allzu tief ist, wie die Schiffsignalpfeife; so bei den Lokomotiven der ehemaligen belgischen Grand Central-Eisenbahn, besonders bei jenen Ungeheuern der belgischen Staats-Eisenbahn, wo der glöckchenförmige Dampf aus der Pfeife die Größe eines rechtshaffenen Blumentopfes hat.

Genug vom Pfeifenton; sein Schrillen ist oft der einzige Eindruck, den der gleichgültige Reisende von der Lokomotive empfängt; vielleicht hört er auch noch auf das angestrengte Puffen bei steigendem Gelände, wie auf eine Entschuldigung für die im Augenblick langamere Beförderung von der Stelle.

Abends machen die beiden leuchtenden Augen der Lokomotive etwas Bedeutendes aus, auch aus weiter Ferne, mag man gerade auf den Zug warten, oder ihn zufällig kommen sehen. Warum „Augen“? Zunächst führte wohl die Zweizahl darauf; ihre Größe und die Stärke des Scheines thun das Ihre. Früher zählte man drei Lichter, jetzt bisweisen nur eins zur Seite; ein grünes ausdrucksloses, ein rotes Cyploenauge. Die eine und andere Maschine heißt auch Chtlop.

Damit sind wir auf die Namen gekommen. Gleichsam wie mit einer Sentimentalität hat hier die Verstaatlichung der Bahnen aufgeräumt; es sollte nur mehr numeriert werden, und in dieser Ribellierung geht das Individuum unter. Allerdings verlor es seine Einzelbedeutung so wie so durch den Umstand, daß auf eine Lokomotive von früher jetzt ein paar Duzend und mehr kommen — wenn das allerdings auch nichts an dem Verhältnis zwischen dem Führer und seiner lieben Lokomotive änderte, der meint: Wie meine Lokomotive giebt es keine zweite, und jetzt zerreißt man ihren Tauffchein!

Noch manches andere mag dem empfindungsvollen Lokomotivführer von der alten Schule nicht behagen. Die Vereinfachung der Kenntnisse und Manipulationen bei irgend einer menschlichen Thätigkeit ist stets auf einen gewissen Widerstand seitens derjenigen gestossen, welche auf Grund ihres, sei es schwierigeren, sei es eigenartigeren Bildungsganges, ein Monopol erworben zu haben glaubten. Einst war der Dampfdom über dem Lokomotivkessel schön mit Kupfer verkleidet; der Heizer hatte zwar mehr zu putzen, um so stolzer durfte aber auch der Führer sein; vielleicht trugen auch die Chtlinder ein kupfernes Kleid. „David Hansemann“, die alte Schnellzugmaschine der Köln-Mindener Bahn, trug gar einen blinkenden Schnkranken über dem hohen Triebrod. Solcher Glanz fällt heute fort, wo die Lokomotiven zu halbem Preise gegen früher stehen; bisweisen wird gar das schöne Kupfer überladt, nur hier und da zeigt sich einmal ein blinkender Fleck wie ein altes Wandgemälde unter der Linde.

Man nennt das praktisch. Jedenfalls ist die Form, die man jetzt den Lokomotiven giebt, praktisch. Geradehin zieht sich der Kessel, vom Führer übersehen; früher baute sich vor seinen Blicken über der Feuerung ein hoher Aufsatz auf, gleichsam als ästhetisches Gegengewicht gegen den breiten cylindrischen Schlot, vor dem unmittelbar der Dampfdom stand; beide wurden bisweisen von jenem Aufsatz noch überragt. So habe ich einmal im Waesland zwischen Gent und Antwerpen eine „hochbeinige“ Lokomotive gesehen, aus der Oberländer ohne viel Mühe ein Dromedar gemacht haben würde, als neue Vorlage für das Kunstgewerbe im großen. In jenen weßlichen Gegenden steht auch das Kupfer noch in Ehren für den Schmutz einzelner Werkstücke an Lokomotiven.

Möglichste Vereinfachung ist die Lösung, welche das Interesse des Dienstes wie der Etat für den Bau der Maschinen bestimmen, wiewohl bekanntlich neue Erfindungen, wie die Luftdruck-Bremsvorrichtung, das Weirwerk wieder vermehren. Alles aber liegt jetzt unter der schwarzen Eisenfarbe, nur noch das Gefänge der Räder blinkt, und diese selbst weisen vielleicht überdies rot lackierte Speichen, wenn letztere nicht, wie in der Schweiz, geschliffene Flächen haben.

Wo nur die Kolben- bzw. Pleuelstange, außerhalb liegt, gewährt der Mechanismus in seinem regelmäßigen Hin und Her, auf und ab den Eindruck großer Einfachheit; es scheint sich alles so von selbst zu machen; hat man auch die Schieberstangen und den Steuerungswechsel gleichzeitig vor Augen, so giebt das fürs erste einen verwirrenden Anblick. Bei den Lokomotiven Belgiens, Frankreichs, Englands liegt die Triebvorrichtung meist unter dem Kessel; answärts zeigt sich bloß die Kuppelung zweier oder dreier Räder. So war auch die Maschine beschaffen, welche zuerst auf der alten Strecke Düsseldorf-Eberfeld fuhr: die unsichtbare Hebertragung der Dampfkraft, das flatternde schwarze Haar des frei im Winde stehenden Ballons, welcher mit herübergekommen war, um das kind belgischer Industrie zu bedienen, alles machte auf die Damaligen einen tiefen Eindruck, der sich noch heute in der lebendigen Schilderung der Alten spiegelt. Etwas von diesem Eindruck bleibt auch noch heute, wo der Lokomotivführer in seinem Gehäuse mit leisem Druck der Hand die unsichtbare Kraft löst.

So einfach und nackt die englischen Maschinen erscheinen, so auffallend gestalten die praktischen Amerikaner vielfach die übrigen. Man bemerkt allerlei seltsames Gerät, wobei freilich die vielfachen Bedürfnisse auf den langen, öden Strecken nicht zu vergessen sind. Jedem, der auch nur einmal einen Blick auf die Auswanderer-Jahr-

*) Aus der „Rölnischen Volkszeitung“.

pläne geworfen hat, werden die Farben der Lokomotiven, noch weniger das Gitterwerk des Kufsfängers — ein bedeutames Wort für den Umfang und die Bedeutung des landwirtschaftlichen Betriebes dort drüben — und der ungeheure Schlot entgangen sein; ein schlanker und ein mehr gedrückter Kegele, beide abgestumpft, stoben mit ihren breiten Basen zusammen und umschließen einen Raum, in dem sich alle Funken verlieren; dieser Schlot ist typisch. In unserem Vaterlande ist man schon seit längerer Zeit von der zylindrisch geformten ebenfalls zu den konischen Schloten gekommen; wie eine Geschwulst am Baumstamme setzt gelegentlich oben der Funkenfänger an und giebt dem Geräusch des ausströmenden Dampfes einen hohlen Ton. Geschwulstartig setzt sich auch bei den modernen Compoundmaschinen vorn am Kessel das Ventil an, und wie ein starker Abceß, das ästhetische Gleichgewicht störend, erscheint an diesen Maschinen der Cylinder „zweiter Hand“. Der runde Durchschnitt ist bei den Schloten überall gewahrt, nur in Belgien haben viele Maschinen jetzt einen Schlot von rechteckigem Durchschnitt, eine Konstruktions-laune, die einen Rückschritt bedeuten könnte, ist man doch bei den Fabrikschornsteinen längst von den edigen zur runden Form übergegangen.

Einen eigenartigen Eindruck machen die Lokomotiven mit „kleinen Weinen“, ganz niedrigen Rädern, namentlich die Berglokomotiven, wie man sie in Lüttich sieht, die, um die Kraft des Dampfes voll auszunutzen, den Weg, welchen die Triebstange zu machen hat, dem vom Radkranz bei jedem Stoß zurückzulegenden so nahe wie möglich bringt; daher die niedrigen Räder, auf denen der säuerfällige Dampf ruht. Der Mangel des Tendens veranlaßte, die Behälter für Wasser und Kohlen längs und oft gar auf dem Kessel anzubringen; dieser verschwindet ganz und von der schlanken Form der Personenzugmaschine bleibt nichts übrig; gleich beim Anblick drängt sich die Idee von der schweren Arbeit auf, welche der unförmliche Koloss zu leisten hat. Manchmal ragen die Wasserbehälter noch ein gutes Stück nach vorn über den Kessel hinaus, so daß der Schlot zurücktritt; dann bekommt die Maschine das Aussehen eines Mauerbrechers, um so mehr, wenn jene Behälter nach vorn etwas abgedacht sind und sich aufrichten. Wie ein Pfaubahn brüsten sich gewisse belgische Eiszug-Lokomotiven, bei denen der Kessel ein gutes Stück vorragt. Jene schweren Maschinen, die vierschrötigen Tendermaschinen, haben etwas von der Riesenschildekröte, bisweilen auch vom Fleder; manchmal denkt man auch an einen Müllereisel, wenn man die über dem Rücken der Maschine hangenden Wasserbehälter sieht.

Schwerfälligkeit, trotz dem ganz sichtbaren, aber umfangreichen zylindrischen Kessel kann man unseren Gütermaschinen nicht absprechen; kräftiges Gestänge treibt auf niedrigen Rädern die Masse wie einen Sackleib vorwärts. Bei der jetzigen horizontalen Lage der Cylinder scheint die Lokomotive die Hauptkraft beim Anziehen der Triebstange zu entwickeln; einst stellte man die Cylinder schräg, und im Kölner Centralbahnhof ist bisweilen eine so gebaute Eisener Personenzugmaschine noch zu sehen (in England gebaut); da scheint sich die Triebstange gleichsam gegen die Erde anzustemmen, wie es thatsächlich der Fall gewesen ist zu einer Zeit, wo man noch glaubte, die Triebräder hätten nicht genügend Reibung an den Schienen; hier hat man längst das Nützliche eingeführt und unter Umständen durch größeres Gewicht des Ganzen nachgeholfen.

Wo es nur auf Schnelligkeit ankommt, da sind die leichtesten und elegantesten Konstruktionen erlaubt; es giebt kaum schönere Werke dieser Art, als die Kuriermaschinen der französischen Nordbahn mit ihrem großen Triebrade; ihnen nahe kommen an Eleganz die pfälzischen Lokomotiven, an Schnelligkeit und leichtem Gang diejenigen des Grand Central Velge und die alten köhm-Mündener Expresmaschinen mit ihrem langgestreckten, mageren Kessel, der aber einen Druck entwickelt, daß der Dampf oft gleich dampfen Kanonenschlägen dem Schlot entweicht, als Zeichen der Zusammenfassung aller Kraft.

Kleines Feuilleton.

— Das elektrische Licht als Heilmittel. (Nachdruck verboten.)

In jüngster Zeit hat sich auf dem Gebiet der Krankenbehandlung eine kräftige Strömung bemerkbar gemacht, die dahin gerichtet ist, den Gebrauch der chemischen Apothekermittel erheblich einzuschränken oder selbst gänzlich aufzugeben und an ihre Stelle die Naturmittel — Luft, Wasser, Licht und dergleichen zu setzen. Allerdings haben einige mit diesen Mitteln schon seit längerer Zeit Kranke aller Art, mit mehr oder weniger Glück, behandelt, die wissenschaftliche Medizin hat sich jedoch, leider — kann man sagen —, der Sache erst in allerneuester Zeit mit Energie bemächtigt.

Die jüngste, aber mit die kräftigste Frucht dieses Bodens ist das elektrische Licht. Der günstige Einfluß des Lichtes an und für sich war schon den Völkern des Altertums bekannt. Man wußte, daß die Sonne auf die Gesundheit des Menschen eine belebende Wirkung ausübt, und in vielen Bade-Anstalten bei den alten Römern waren Einrichtungen zum Gebrauch von Sonnenbädern vorhanden. Man benutzte diese auch vielfach direkt als Heilmittel bei Hautleiden, Erkrankungen des Nervensystems und anderen Krankheiten. Später jedoch geriet die Sache gänzlich in Vergessenheit und erst in diesem Jahrhundert ist sie wieder in Aufnahme gekommen. Jahrzehntlang beschäftigten sich jedoch nur die sogenannten Naturheilkundlichen mit der Anwendung von Sonnenbädern. Erst ganz kürzlich sind auch wissenschaftliche Untersuchungen über die Wirkung des Lichtes auf

den menschlichen Körper angestellt worden, auf Grund deren das Licht nunmehr die ihm gebührende Stellung auf dem Gebiet der Krankenbehandlung erhielt. Da indessen die Anwendung des Sonnenlichtes mit vielen Unbequemlichkeiten verbunden ist, das elektrische Licht jedoch sich vom Sonnenlicht bezüglich der Wirkung auf Pflanzen, Tiere und Menschen fast gar nicht unterscheidet, so bahnt sich jetzt allmählich der völlige Ersatz des letzteren durch jenes an.

Die Bestrahlung mit elektrischem Licht zu Heilzwecken ist zuerst bei gewissen Hautkrankheiten, ganz besonders bei der sogenannten „fressenden Gesichtsflechte“ (Lupus) angewandt worden. Die äußerst günstigen Erfolge bei dieser Krankheit, der gegenüber man bisher fast völlig machtlos gewesen war, gaben Veranlassung, das Anwendungsgebiet des Lichtheilverfahrens weiter auszu dehnen und die örtliche elektrische Bestrahlung zum elektrischen Lichtbade, so zu sagen zum elektrischen Vollbade, zu erweitern. So entstanden die modernen Lichtheilanstalten, ein echtes Kind des sich seinem Ende zuneigenden Jahrhunderts.

In den Lichtheilanstalten werden nunmehr alle möglichen Krankheiten, die sich nur irgend für dieses Verfahren eignen, behandelt, und zwar, wie man zugeben muß, vielfach mit besserem Erfolge, als durch andere Heilmethoden. Die allseitige Bestrahlung mit dem elektrischen Licht geschieht in einem kastenartigen Gehäuse, in das der Kranke, natürlich völlig entkleidet, hineingelegt wird. Der Erfinder dieses elektrischen Lichtstrahles ist ein amerikanischer Arzt; doch ist das Instrument in Deutschland nicht unwesentlich verbessert worden.

Solch' moderner Lichtstrahl besteht aus einem achseitigen, mit einer Eingangsöffnung versehenen, etwa 1 1/2 Meter hohen Kasten, in welchem der Kranke auf einem verstellbaren Drehstuhl sitzt, während der Kopf in einer entsprechenden Lücke des Deckels sich außen befindet. Innerhalb des Schrankes sind 48 Glühlampen (oder statt deren 4 Vogenlampen) angebracht, deren Licht durch entsprechend angeordnete Spiegel auf den Körper des Kranken geworfen wird. Während so der ganze Körper von elektrischem Licht umflossen ist, werden auch noch einzelne Körperteile besonders und direkt bestrahlt. Dies geschieht durch eine besondere kräftige Vogenlampe (Scheinwerfer), die sich auf einem eigenen Gestell befindet. In der Thüre des Lichtstrahles sind Klappen angebracht, die geöffnet werden, um den Lichtkegel des Scheinwerfers hindurchzulassen. Und zwar ist die Anzahl der Klappen eine so große, daß die Bestrahlung durch den Scheinwerfer in jeder erforderlichen, dem kranken Körperteil entsprechenden Höhe ermöglicht werden kann. Die Wirkung des elektrischen Lichtbades macht sich zunächst in einem kräftigen Schweißausbruch — wie bei einem Dampf- oder Heißluftbad — bemerkbar. Doch beruht die Heilwirkung des elektrischen Lichtes durchaus nicht auf der Schweiß-erzeugung allein, vielmehr sind hier noch andere Kräfte von Bedeutung, die man dem Wesen nach zwar noch nicht kennt, deren Vorhandensein aber, wie ja auch beim Sonnenlicht, unbestreitbar ist.

Das beschriebene elektrische Lichtheilverfahren hat sich nun bei einer großen Anzahl der verschiedenartigsten Krankheiten als sehr wirkungsvoll erwiesen. Am besten sind die Erfolge bei Rheumatismus, Gicht und allgemeiner Nervosität. Doch ist das Verfahren auch von Wert bei Fettsucht, Asthma, Hüftweh (Ischias) und Neuralgien aller Art, bei Lungen-, Magen- und Darmkatarrhen, Gelenkerkrankungen, Veinengeschwüren, Hautleiden und anderen Krankheiten.

Viele solcher Kranken werden vollständig geheilt, andere erheblich gebessert, und wenn man auch die überhöchlichen Hoffnungen der Lichtärzte nicht zu teilen braucht, so muß man doch zugestehen, daß das elektrische Licht als Heilmittel noch eine große Zukunft vor sich hat. —

Dr. Julius Lang.

Kunst.

— „Der Triumph der Republik“, ein neues Denkmal von dem französischen Bildhauer Dalou, soll auf dem Nationalplatz in Paris demnächst enthüllt werden. Das Werk steht nach einem Bericht der „National-Zeitung“ auf einem abgestuften Sockel in der Mitte eines Bassins. Ein von zwei Löwen gezogener Wagen trägt die Republik, eine Frauengestalt in kurzgeschürztem Gewande, die pyrgische Mütze auf dem Kopfe, auf der Erdkugel stehend, an ein Viktoria-Bündel geknüpft. Das Löwengespann wird von einer nackten Märiergestalt gelenkt, die zwanglos auf einem der Tiere sitzt, die Fackel der Freiheit schwingt und bewundernd zu der Republik emporblickt. Der Löwe, der den Reiter trägt, beißt in verhaltenem Grimm in die Deichselstange, während der andere erhobenen Hauptes würdevoll vorwärts schreitet. Ein königsmantel fällt den Tieren vom Rücken und schleppt im Staube mit Blumenquirlen, die ihren Raden bekränzt haben. Eine markige Märiergestalt, den Hammer auf der Schulter, den Schurz um die Lenden, hilft mit kräftiger Hand den Wagen schieben. Ein Kind mit einem Duche und Messungsgeräten in der Hand springt ihm spielend voraus. Auf der entgegengesetzten Seite leitet eine Frau mit entblößten Schultern und langem, schleppendem Gewande ihren Arm, um das Vorwärtstommen des Wagens zu fördern. Ihr hüpfet eine Amorettenfigur mit zusammengelegter Wage voran. An der Rückseite des Denkmals steht eine nackte Frauengestalt, ein Weib aus dem Volke; sie trägt in einem Arm Feld- und Gartenfrüchte, während sie in der von sich gestreckten Rechten eine vollerblichte Rose hält, als wolle sie die Blume auf den zurückgelegten Weg werfen. Ihr zu Füßen sind drei Kinder damit beschäftigt, ein ungeheures Füllhorn seines Inhalts zu entleeren. So rechtfertigt das Denkmal

den Namen, den man ihm in den an den Nationalplatz aufstehenden Volksviertel bereits gegeben hat: „Die Republik der Arbeiter“.

Kulturgeschichtliches.

18. Frei-Häuser. Wohl jedem, der die Straßen Berlins durchwandert, ist schon an einzelnen Gebäuden die in altertümlichen Lettern gehaltene Inschrift „Frei-Haus“ aufgefallen. Die Geschichte dieser Frei-Häuser reicht weit zurück. Als die ältesten ihrer Art haben die geistlichen Frei-Häuser zu gelten, von denen wieder der „Hof“ des Bischofs von Brandenburg auf dem Grundstück Klosterstraße 90 das älteste war. Es entstand schon im Jahre 1381. Aus Dankbarkeit für mancherlei Dienste, die Bischof und Kapitel von Brandenburg der Stadt geleistet, befreiten die Ratmänner sein Haus vom „Schof“ der Thorwacht und anderer Bürgerpflicht, ebenso auch von der städtischen Gerichtsbarkeit und versprachen dagegen die Einwohner wie jeden andern Bürger zu schützen. Gleiche „Freiheiten“ genossen die Häuser des Bischofs von Lebus (Klosterstr. 89 oder 91) und des Bischofs von Havelberg am Neuen Markt, ebenso die Höfe der Aebte von Lehmin und Zinna, von denen der erstere ursprünglich auf dem Boden des heutigen Schlosses an der Schloßfreiheit, später in der Heiligen Geiststr. 10/11 lag, der zweite sich Stralauerstr. 50 befand. Nach der Reformation gingen die geistlichen Frei-Häuser in Besitz des Landesherrn über, der sie an Beamte oder sonstige Diener weiter gab. Eine andere Art von Frei-Häusern waren die „Burglehen“. Als Friedrich II. seine Residenz aus dem hohen Hause in der Klosterstraße nach dem neuen Schloß zu Kölln verlegte (1451), beschloß er, demselben auch „Burgsassen“ zu schaffen, die das Schloß „nach Burglehenrecht bewachen, seiner pflegen und insbesondere in Fällen der Not ohne eine Anmahnung und Sämmiss mit aller Macht verteidigen sollten“. Als die beiden ersten Burglehen wurden „das hohe Haus“ und „das alte Haus“ vergeben. Das erstere, Klosterstraße 79, besteht noch heute. Neben diesen beiden entstanden später in Berlin noch acht, in Kölln eins, und zwar Brüderstr. 1. Die Burgsassen waren nicht nur von allen Kommunalabgaben befreit, sie hatten auch das Vorkrecht, Wein, Bier usw. steuerfrei einzuführen, und waren von der städtischen Gerichtsbarkeit abgelöst. Bis in das 18. Jahrhundert hinein blieben die Burglehen fortbestehen, dann ging man daran, sie für Allodial-Gut zu erklären. 1770 gingen die Burglehen ein bis auf zwei, das Haus an der König- und Burgstraßen-Ecke und das andere Klosterstraße 73. 1817 und 1820 wurden auch sie für freies Eigentum erklärt. Neben den Burglehen entstanden noch die eigentlichen Frei-Häuser, die einmal landesherrlichen Zwecken dienten, zum andern die Stadt verschönern oder ihr in anderer Weise nutzen sollten, drittens aber auch aus persönlichem Wohlwollen vom Landesherrn oder dem Magistrat vergeben und viertens zu Kommunal-Einrichtungen verwendet wurden. Sie waren wie die Burglehen von Schof und Abgaben befreit und lagen über die ganze Stadt verstreut.

Technisches.

19. Deutschlands größter Güterbahnhof. Für Nürnberg mußte in Anbetracht der schnell zunehmenden Bevölkerung, der großartigen Neuanlagen verschiedener Etablissements und der hochgestiegenen Industrie ein Bahnhof größeren Stils in Aussicht genommen werden. Der Lorenzer Reichswald im Süden Nürnbergs gab für die gewaltige Anlage ein Terrain ab, wie man es sich nicht besser wünschen konnte; denn einerseits entsprach dessen Lage allen gestellten Anforderungen, andererseits aber wurde hier den Projekten durch angrenzenden Privatbesitz kein Hindernis in den Weg gestellt und die Grundbesitzer waren verhältnismäßig gering. Seit mehreren Monaten wird nun eifrig an der Planierung des riesigen Gebietes gearbeitet und diese wäre schon viel weiter vorgeschritten, wenn man nicht beim Anlauf des genannten Terrains eine unangenehme Zugabe hätte mit in den Kauf nehmen müssen. Einen Teil des Komplexes durchschnitten nämlich in einer Länge von ca. 800 Metern ein Verbindungsweg zum Dorfe Kitzwang. Diese Straße muß auf einer großen Strecke 10 bis 12 Meter höher gelegt werden; ferner sind einige Brückenbauten für Eisenbahn-Durchgänge sowie ein ziemlich langer Tunnel nötig, aufhaltende Arbeiter, die weit über eine halbe Million Mark verschlingen. Der Tunnel wird, wie überhaupt mehrere Brücken des Güterbahnhofes, vollständig aus Beton hergestellt. Eine durch Dampfstraß betriebene, patentierte Maschine vermischt in rascher und praktischer Weise die Cement- und Sandmassen. Durch die Verwendung von Granitklottersteinen bekommt dann der Beton, der, nebenbei gesagt, bedeutend billiger zu stehen kommt, als das gleiche Quantum Quadersteine, eine sehr große Festigkeit und Dauerhaftigkeit. Da die aufgestellte Waggermaschine in ihrer Leistung sich sehr gut bewährt, soll in nächster Zeit ein zweiter Lübecker Wagger in Aktion treten. Gegenwärtig wird das aus Waggerter Erdbreich in Kollwagen per Lokomotive nach Südosten transportiert, um zum Bau eines Dammes über die Ausziehgleise verwendet zu werden. Dieser Dam, der an seinem Fuße 100 Meter breit und 6 Meter hoch wird, bildet den Endpunkt der Bahnhofsanlage, von hier aus verläuft die Entferrnung der Pumpen an der den Ludwigs-Donau-Main-Kanal überkreuzenden Ringbahn-Brücke 5100 Meter. Das Betriebsgebäude, nahezu in der Mitte des Bahnhofes gelegen, ist bereits im Rohbau vollendet. In dessen Nähe wird demnächst eine ca. 40 Meter lange Bahnbrücke entstehen.

Humoristisches.

— Der Militär-Komponist. „Ich werde jetzt mal det Balzweben aus Siegfried vornehmen. Det könnte 'n ganz jesunden Parademarsch abgeben.“ —

— Eine Diebskomödie. Zwei Wiener Schutzleute erzählten dieser Tage vor Gericht: In der Nacht vom 15. auf den 16. August, gegen 2 Uhr, kamen sie auf ihrem Patrouillengang zum Gasthaus des Johann Bug in der Kaiserstraße und bemerkten, daß dies Lokal finstler, die Thür jedoch nicht ganz geschlossen sei. Sie öffneten sie und nahmen einen großen Mann wahr, der ihnen zurief: „Was woll'n S' denn?“ — Auf die Frage: „Was machen denn Sie da?“ antwortete der Mann: „I bin ja der Hausknecht!“ — Da erscholl aus dem Innern des finstleren Mannes das Geräusch zerbrechenden Glases, und die Schutzleute bemerkten jetzt einen zweiten Mann, der sich bemühte, ein Fenster aufzustoßen. Auf die Frage: „Was machen denn Sie?“ erwiderte der Zweite: „I bin der Wirt!“ Die Schutzleute verlangten, daß Licht gemacht werde. Da rief der Wirt: „Och her, Franzl, mach Licht!“ Der Franzl stieg auf einen Stuhl und machte sich mit dem Luster zu schaffen, ohne jedoch anzuzünden. Der Wirt wurde wütend und verlegte dem Hausknecht eine Ohrfeige. Dieser weinte vor Horn und schrie: „Das lass i mir net g'salln! I mach la Licht und geh heut noch fort!“ Damit näherte er sich der Thüre. Der Wirt wollte ihn beim Ohr nehmen und schrie: „Wirst hergeh'n und Licht machen!“ Der Hausknecht weigerte sich, und immer streitend waren Wirt und Hausknecht auf die Straße gelangt. Plötzlich begannen sie beide zu laufen, und jetzt erst stieg in den Schutzleuten der Verdacht auf, daß es da nicht mit rechten Dingen zugegangen sei. Sie setzten den Männern nach, und einer der Flüchtigen wurde festgenommen. Der zweite Schutzmann lehrte zu dem offenen Mann zurück und fand hier wieder einen Mann. Er faßte ihn sofort am Kragen; das war aber — der wirkliche Wirt, der geholt worden war und nun feststellte, daß ein Einbruch in sein Lokal stattgefunden habe. —

Notizen.

— Die nächste Novität des Berliner Schauspielhauses bildet Lublinskis Lustspiel: „Splitter und Balken“.

— Im Schiller-Theater wird das Lustspiel „Großstadtluft“ von Vinzenthal und Kadelburg am 9. d. M. zur Aufführung gelangen.

— Eine komische Oper in drei Akten, „Betrogene Bestrigger“ von Paul Umlauf, wurde in Kassel mit Erfolg aufgeführt.

— Im Sommer des Jahres 1901 werden es 25 Jahre, seitdem Richard Wagner die Festspiele in Bayreuth in Scene gesetzt hat. Dieses Jubiläum der Eröffnung des Bayreuther Festspielhauses soll festlich begangen werden. Aus diesem Anlasse wird nur der „Nibelungenring“, mit dem die Festspiele in Bayreuth eröffnet wurden, zur Aufführung gelangen.

— Die Gesamtausgabe der Werke Friedrich Nießches soll in der neuen Bearbeitung bis Weihnachten 1900 beendigt werden. Von der früheren von Dr. Kögel besorgten Ausgabe wurde der zwölfte Band bereits aus dem Buchhandel zurückgezogen und eingekauft; daselbe soll jetzt mit dem ersten gehen. Die ersten acht Bände liegen bereits in vollständig neuen Auflagen vor.

— Das Reichs-Justizamt hat jochen den Entwurf eines Gesetzes über das deutsche Verlagsrecht fertig gestellt und die Einleitung an eine Reihe von Sachverständigen aus Schriftstellern, Komponisten und Verlegerkreisen ergehen lassen, mit ihnen den Entwurf einer vertraulichen Besprechung zu unterziehen.

— Bedeutende heiße Quellen, die ausgedehnte weisse Sintermassen abgelagert haben, sind nach der „Deutsch-Ostafrik. Ztg.“ am Songwefluß, der im Norden des Nyassa die englisch-deutsche Grenze bildet, aufgefunden worden.

— Nach langer Pause wurde nach der „N. Fr. Pr.“ am 29. September auf der Sternwarte in Nizza durch den Astronomen Giacobini ein neuer Komet entdeckt. Derselbe wurde auch auf der Wiener Sternwarte beobachtet und stellt sich als ein kleiner Nebelfleck dar, welcher gegenwärtig nur mit Fernrohren von 6 Zoll Öffnung sichtbar sein dürfte.

— In Schlesien wird noch heute in den großen Arsenikwerken des Städtchens Reichenstein ein Nebenprodukt erzeugt, das goldhaltig ist. Jetzt hat man, wie der „Voss. Ztg.“ von dort geschrieben wird, ein neues Verfahren entdeckt, nach dem die Goldgewinnung aus den Rückständen der verhäuteten Arsenikzerze einen sehr annehmbaren Gewinn abwirft. Eine neue Entgoldungsanlage wird eingerichtet, durch die man hofft, aus 20 Centner Abbränden der früheren Entgoldungsanlage noch acht Gramm Gold (im Werte von ca. 20 M.) zu gewinnen.